Was ist wahr?[1] [2000]

Theologisches Denken – und damit auch jedes theologische Streiten – ist immer auch philosophisch, weil es begrifflich ist. Die Theologie wurde von den alten Griechen erfunden, und zwar als eine der philosophischen Wissenschaften. Erst später wurde sie christianisiert, und gleich in demselben Prozeß wurde das Evangelium hellenisiert. Die neuliche Mode über narrative Theologie zu sprechen halte ich für höchst problematisch, weil Theologie begrifflich sein muß. Theologie ohne Begrifflichkeit halte ich keineswegs für Theologie. Es ist dann keine Wissenschaft, sondern nur fromme Rede, manchmal leider nur frommes Geschwätz. Falls es mit der Theologie wirklich so ist, hat es notwendigerweise gewisse Konsequenzen. Eine von ihnen ist die Möglichkeit, daß theologische Differenzen und Strittigkeiten manchmal eigentlich philosophisch sein können. Solche Situation, oder gleich schon die Möglichkeit einer solchen Situation ist für die Theologen eine ernste Herausforderung: sie müssen entscheiden, ob sie dann solche Probleme und Differenzen den Philosophen überlassen und gewisse ausgewählte Resultate einfach übernehmen, oder ob sie ihre eigene Begriffsmittel und Methoden so umbilden und ausbreiten, daß sie imstande sein werden jene Probleme selbst zu lösen. Das hängt davon ab, ob sie die Theologie als spezialisierte Wissenschaft bilden wollen, oder ob sie sie vielmehr als so breit und offen halten werden, wie es in der Philosophie möglich und notwendig (auch wenn nicht immer der Fall) ist.

Philosophieren, FILOSOFEIN, bedeutet (mindestens seit Sokrates) vor allem stets neue Fragen zu stellen; und wenn etwas doch postuliert wird – es geht nicht anders – dann nur deswegen, damit neue Fragen gestellt werden können (welche Fragen, das gehört schon zur Strategie des philosophischen Denkens). Und das heißt u. A. immer auch zu fragen, was wir eigentlich tun, wenn wir jedwelche konkrete Frage stellen, und mehr noch: es heißt auch zu fragen, was wir überhaupt tun, wenn wir fragen. Es gibt wohl Fragen, die einen guten Sinn zu haben scheinen, sowie Fragen, die keinen guten Sinn haben; und es gibt auch Fragen, deren Sinn nicht gleich einleuchtet, die sich jedoch später, d. h. in einem breiteren, längeren oder in einem anderen, neuen Kontext, als mehr oder weniger fundamental zeigen werden. Unsere erste Folgerung ist deswegen: wenn wir fragen, erwarten wir, daß wir etwas finden oder bekommen werden, was wir bisher noch nicht haben. Eine wirklich neue Frage zu stellen bedeutet notwendigerweise eine neue, bisher unbekannte Antwort zu erwarten, und also sich – wissend oder unwissend – in die Zukunft hin zu orientieren und etwas Neues aus der Zukunft her auffinden und erkennen zu hoffen. Und all das, unser Fragen, so wie unsere Erwartung, eventuelle Antwort auf dieses Fragen finden zu glauben, kann wahr oder falsch sein. Und dieses Wahr- od Falsch-Sein unseres Fragens und unseres Antwortens auf dieses Fragen zeigt sich und leuchtet ein wieder erst später in einem kürzeren oder längeren Zeithorizont.

Ich glaube, daß in diesen unseren ersten Schritten die Situation, in welcher wir nach der Wahrheit oder eher nach dem Wahren und dessen „Wirklichkeit" fragen, phänomenologisch korrekt beschrieben wurde. Dennoch müssen wir zugestehen, daß unsere Beschreibung nicht ganz im Einklang ist mit der üblichen europäischen Überlieferung, und daß sie sogar zu der

[1] In dieser Form ursprünglich vorbereitet für die Tagung der Evangelischen Akademie in Mülheim an der Ruhr, 1.–3. 12. 2000, unter dem Titel „Wirklichkeit und Wahrheit – Zum Streit um die Bedeutung biblischer Begriffe"; an Ort und Stelle mußte es gekürzt und leicht geändert werden.

altgriechischen Auffassung im Widerspruch steht. Es hängt allerdings mit den Wurzeln der griechischen Sprache zusammen, nämlich mit dem Wort ALÉTHEIA, das wir – ich glaube legitim – als Unverborgenheit übersetzen dürfen. Es versteht sich sozusagen von selbst, daß wir hinter dieser Unverborgenheit etwas auffindbar Seiendes erwarten, was sich sonst auch verbergen kann. Wir fragen doch gleich, um wessen Unverborgenheit es sich handelt. Ohne tiefer in dieses alte, jedoch noch bis heute ausdauernd überlebende Denken hineinzugraben, können wir dahinter eine als selbstverständlich sich bergende Voraussetzung finden – oder besser noch, einen Vorurteil, wie wir bald sehen werden –, daß die Wahrheit in einem für sie wesentlichen Verhältnis bleibt zu dem, was ist, d.h. zu etwas Seiendem, oder daß sie gar selbst dieses Verhältnis „ist". So ist die Wahrheit vollkommen abhängig von dem jeweiligen Seienden, von dem z. B. etwas gedacht oder ausgesagt wird. Wenn sie überhaupt doch als „wirklich seiend" verstanden wird, wird ihre Wirklichkeit als zweiträngig und abgeleitet gesehen. Kurz und gut, die Wahrheit richtet sich notwendigerweise nach dem, was ist, was „wirklich" ist, und zwar so, daß sie mit dem wirklich Seienden im Einklang bleiben muß, daß sie mit dem Seienden übereinstimmen muß, wenn sie eine wirkliche, eine wahre Wahrheit sein und bleiben soll.

Wir können jetzt alle jene Probleme außer Sicht lassen, die mit dem seltsamen, aber über Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende sich verbreitenden Gedanken einer Übereinstimmung, „*adaequatio*" zusammenhängen. Das wird uns auf unserem Weg nicht interessieren, obzwar ich keinesfalls leugnen möchte, daß die altberühmte Adaequationstheorie für mich ganz unakzeptierbar bleibt. Hier genügt es uns vollkommen, daß in dieser ursprünglich griechischen, jedoch später das ganze europäische, bzw. wissenschaftliche Denken beeinflußenden philosophischen Überlieferung die Wahrheit so verstanden worden ist, daß sie sich nach dem, was ist, als ihrem letzten Maß richtet und richten muß. Wir alle wissen jedoch zugleich, daß das bisherige europäische Denken nicht nur durch die alten griechischen Denker beeinflußt wurde, sondern daß es noch andere Einflüsse gab und immer noch gibt, vor allem von der alten hebräischen Tradition her. Wir wissen auch, daß gerade in den letzten Jahrzehnten das Interesse am alten hebräischen Denken wächst, und zwar auch außerhalb der theologischen Kreise. Und da kommen wir zur Notwendigkeit verschiedenes, das seit mehr als zwei Tausend Jahren faktisch bekannt war und immer weiter überliefert wurde, mit einem – bisher meistens leider fehlenden – Scharfsinn und Eifer neu zu interpretieren. Wieder ohne uns mit Detailen zu befassen, können wir sagen, daß in dieser Tradition das Verhältnis zwichen Wahrheit und Wirklichkeit gerade umgekehrt aufgefaßt wurde als in der griechischen: die Wirklichkeit soll sich – und muß sich und wird sich schließlich – nach der Wahrheit (oder nach dem Wahren) richten. Als vornehmes Beispiel können wir den sg. 3. Esdras nennen, wo bzw. im 3. und 4. Kapitel die bekannten und seit je von vielen christlichen Denkern zitierten Worte über die siegreiche Wahrheit gefunden werden können, die mächtiger ist als alles in dieser Welt. Äußerst interessant sind diese relativ späten (oder „jungen") Formulierungen gerade deswegen, weil sie als Korrektur oder gar Polemik gegen den Geist des hellenistischen Denkens interpretiert werden können, und so was ist möglich nur unter dem aktuellen Druck der damaligen Hellenisierung des Mittelmeerraumes.

Dasselbe gilt übrigens über die ganze LXX, das große Werk nicht nur der ‚Übersetzung, sondern der Begegnung zweier für die ganze europäische Denkgeschichte maßgebenden Traditionen. Für unser Thema ist wieder sehr bedeutend, welche Schwierigkeiten sich den

damaligen Übersetzern gezeigt haben, wenn sie das griechische Wort ALÉTHEIA benutzen wollten. Dasselbe oder sehr ähnliche hebräische Wort (die Wurzel ʻ-m-n) haben sie manchmal als Wahrheit, ALÉTHEIA übersetzt, andersmal als Glaube, PISTIS; etwas ähnliches finden wir später in den Variationen der lateinischen Übersetzung der alten Vulgata und dagegen wieder anders in der neulich revidierten Vulgata) – ein weiterer Beweis, daß „Wahrheit" in der hebräischen Sprache eine verschiedene Bedeutung hatte als in der griechischen. Nur deswegen können wir später z.B. bei Johannes mehrere Versuche in dieser Richtung finden, wo die engste Verbindung zwischen Jesus (dem Messias, dem Gesalbten) und der Wahrheit (oder dem Wahren) unterstrichen werden sollte: Jesus ist das *wahre* Licht, durch ihn *kamen* (tschechisch: geschahen, ereigneten sich) die Gnade und die Wahrheit, er *ist* die Wahrheit (er sollte sagen: Ich *bin* die Wahrheit – und auch der Weg und das Leben). Das alles konnte innerhalb der griechischen Tradition eigentlich keinen guten Sinn haben. Die griechische Begrifflichkeit wurde benutzt, um etwas nicht-griechisches und gar un-griechisches zu denken. Das bedeutet jedoch noch lange nicht, daß es sich um einen Mythos handelt. Offensichtlich müssen wir noch klar machen, was wir unter diesem vielbedeutenden Wort „Mythos" eigentlich verstehen, und vor allem, wie es mit der Überwindung des Mythos im alten Hebräertum bzw. in der prophetischen Überlieferung war, und zwar im Vergleich mit dessen Überwindung in der griechischen Philosophie.

Manche Autoren verstehen jedes narrative Aussagen als Mythos. Das scheint mir erstens zu breit und zweitens zu wenig produktiv. Es gibt dagegen eine Eigenschaft, die für die meisten Mythen ganz charakteristisch ist, nämlich ihre Zeitorientierung. Man spricht in diesem Zusammenhang über die sg. zyklische Zeit und man weist darauf hin, daß dieses Zeitverständnis auf der Beobachtung der Naturzyklen beruht. Das wirklich Wichtige ist meiner Meinung nach jedoch etwas Anderes: in diesen Zyklen kommt etwas Grundlegendes immer neu zum Wort, und das sind die sg. Archätypen, die geschehenden, die sich ereignenden Vorbilder, die eigentlich *wahren, echten* Urbilder. Praktisch gesehen hieß es für die in der Welt des Mythos lebenden Menschen, daß sie immer zurück schauen mußten, um in ihren Aktivitäten und Taten keinen Fehler zu begehen, sondern so treu und genau die einmal schon fertiggebrachten Taten der Götter oder Heroen oder auch der vergötterten Vorfahren nachahmen zu können, sie zu immitieren, und noch mehr, sich mit ihnen zu identifizieren. Denn es handelte sich nicht nur um Ergebnisse der Naturbetrachtung, sondern um einen Ausweg aus der neurotischen Situation eines immer breiter und komplizierter denkenden Lebewesens, das sein Zuhause, seinen Ort in der Natur immer mehr verlor und deswegen immer mehr verunsichert wurde. Der Mythos war nie nur eine Sage, ein Märchen, sondern er war eine Lösung größter und tiefster Probleme des menschlichen Lebens, und zwar eine praktische Lösung. Er war ein Stil des Lebens, eine Lebensorientierung, die den Menschen geholfen hat auch die schlimmsten Situationen zu überleben. Auch der mythische Mensch brauchte wohl eine Art Hoffnung, aber alle seine Hoffnungen waren an die Vergangenheit gebunden, und zwar an die ewige, ewig bleibende, nie vergehende „Urvergangenheit", die jedoch etwas ganz anderes war als die unsrige, die von uns verstandene Vergangenheit. Es handelte sich um eine überzeitliche oder urzeitliche und deswegen ewige Vergangenheit. Es war auch nicht so gedeutet, daß alles immer wieder als dasselbe kommt: die immer weiter sich ereignende Wiederkunft galt nur für die Urbilder. Nur die waren echt und deswegen wirklich; jede Ungenauigkeit in ihrer Nachahmung hatte die

einzig mögliche Folge, nämlich ein Versagen, einen Mißerfolg und manchmal auch einen Fall in den schwarzen Abgrund des drohenden Nichtigen (= der Zukunft). Das wahrhaft Wirkliche war für diese mythische Orientierung nur das ewig Wiederkehrende; alles noch niemals Verwirklichte war vom Anfang an zur Nichtigkeit verurteilt, weil es vom Anfang an die Wirklichkeit verlor – oder anders ausgesprochen: es verschwand, weil es sich dem Wirklichen und Wahren verloren gegangen oder verlaufen ist.

Das größte Vermächtnis des althebräischen Denkens beruht an einem enorm radikalen Durchbruch dieser mythischen Lebensorientierung. Falls wir unter Mythos an erster Stelle eine Lebensorientierung verstehen im Geiste der Nachahmung überzeitlicher Archätypen bis zur vollkommenen Identifizierung mit ihnen, dann finden wir im Alten Testament klare Spuren einer neuen, ganz anderen, ja sogar umgekehrten Orientierung. Natürlich finden wir solche Spuren nicht an allen Stellen, wo wir schon die Bibel aufmachen, aber wir finden sie nur, wenn wir sie wirklich suchen, und das heißt auch, wenn wir wissen, was wir suchen. Irgendwie müssen wir jedoch anfangen. Für den besten Anfang halte ich die Geschichte von dem alten Abram, noch vor der Veränderung seines Namens. Abram wurde von seinem Herrn zu einer Reise weg aus seinem Land, weg von seiner Verwandtschaft und aus seinem Vaterhaus berufen, und sein Herr versprach ihm, sowie seiner Nachkommenschaft, seinem Volk eine große und gesegnete Zukunft. Und noch mehr: Abram selbst soll ein Segen sein, und durch ihn sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen (*Gen* 12,1–3). Wir lesen dann, wie Abram reagierte: er zog weg, wie der Herr ihm gesagt hatte (4). Etwas später, im Kapitel 15, lesen wir dann die berühmt gewordenen Worte: *Abram glaubte dem Herrn, und der Herr rechnete es ihm als Gerechtigkeit an.* (15,6). Das alles ist den meisten von uns doch schon von der Kindheit an gut bekannt. Es fragt sich nur, ob wir es auch gut verstehen, ob wir es verstehen in seiner wahren Tiefe und auch in dessen eminenten, außergewöhnlichen Tragweite bis in die ganze zukünftige Epoche hinein, die immer noch nicht beendet ist, auch noch nicht in unseren Zeiten.

Als richtig, als gerecht zeigt sich in der Erzählung von Abram sein positives, aktives und offenes Verhältnis zur unbekannten Zukunft. Und nicht nur zur unbekannten, sondern – das ist sehr wichtig – zu einer Zukunft, die zwar gesegnet gewesen war, aber die noch ganz offen geblieben ist, d. h. die noch nicht gegeben und also „wirklich“ in unserem Sinne gewesen ist (also die immer noch ohne jedes „Wesen“ und für das griechische und dann das fast ganze abendländische Denken „unwesentlich“ blieb). Und doch war diese noch nicht gegebene Zukunft viel wirklicher als das Vaterhaus, als die ganze Verwandtschaft und als das heimatliche Land. Gerecht und also richtig war gerade, daß Abram das Alles hinter seinem Rücken ließ und das er sich auf diese noch-nicht-seiende und etwa „unwesentliche“ Zukunft verließ. Die Wirklichkeit dieser noch-nicht-seienden Zukunft ist etwas ganz Anderes als die Wirklichkeit des Vaterhauses oder der heimatlichen Stadt oder irgeind einer anderen festen Gegebenheit. Alle gegebenen Wirklichkeiten wirken von hinten, die Zukunft dagegen „wirkt“ von vorne, sie kommt uns von vorne an. Alle solche von vorne wirkenden Wirklichkeiten sind zwar nicht gegenständlich da, jedoch sie sind deswegen gar nicht weniger fest. Und so darf man sich auf sie verlassen, sie sind verläßlich – selbstverständlich nur wenn sie echte, wahre Zukunft vorstellen, wenn sie wahr sind, echt sind. Und dieses Verlassen auf das Allerverläßlichste hat im Althebräischen den Namen bekommen, den wir heute nicht mehr recht verstehen, und der in der zitierten Stelle der deutschen Einheitsübersetzung, sowie in

vielen anderen Übersetzungen in der Welt, als „Glaube“ bezeichnet wird, der aber ebensogut und besonders für unsere Zeit noch richtiger bezeichnet werden könnte als „das Wahre“. Dann müßten wir den zitierten berühmten Satz ein bisschen umdeuten, uminterpretieren und auch umformulieren: Abram verließ sich auf das Wahre, und das Wahre hielt dieses sein Verlassen für gerecht, weil es das allein und wirklich Wahre und deswegen Verläßliche war, worauf er sich verließ. Und deswegen hat „es” dieses sein Verlassen als das für ihn und für die Situation wahrhaft Richtige anerkannt (hat „es” ihm als das wahrhaft Richtige angerechnet).

Jetzt können wir die beiden Weisen der Überholung der mythischen Lebensorientierung oder des mythischen Lebensstils vergleichen. Schon die ältesten griechischen Philosophen haben Mythos kritisiert und versicherten sich selbst, daß das begriffliche Denken, der LOGOS, unvergleichbar höher steht als jeder Mythos. Nur verstanden sie unter Mythos die Göttersagen von Homer und Hesiod, und noch andere Volksmythen mehr, und an ihre Stelle haben sie genau definierte Begriffe gestellt. Die griechische Erfindung der Begrifflichkeit und des begrifflich strukturierten Denkens war ohne weiteres epochal – wir können uns noch heute unser Denken, bzw. unser wissenschaftliches Denken ohne Begriffen und Begrifflichkeit nicht vorstellen. Nichtdestoweniger müssen wir einsehen, daß die griechische Art von Begrifflichkeit keine wirklich radikale Abneigung vom Mythos vorgestellt hat. Die Narrativität der alten Mythen wurde zwar abgeschafft, aber die Grundorientierung an das überzeitlich Gegebene wurde übernommen und noch weiter vertieft. Denken sie z.B. daran, daß gerade in der Naturwissenschaft von heute nur solche Ergebnisse der Experimente als richtig und wahr akzeptiert werden, die jeder Spezialist im präzisen Nachahmen und in exakter Nachvollziehung des Experiments als „faktisch“, als „tatsächlich“ für sich „bewahrheiten“ oder „begläubigen“ kann. Was nur einmalig ist, ist ein Irrtum oder eine Mystifikation. In der Wissenchaft gilt, daß „einmal ist keinmal“.

Und doch wissen wir, daß alles Wichtige, bzw. alles, was wir als wichtig für uns halten, mußte jemand einmal erfunden haben, oder es mußte einmal als etwas ganz Neues zum erstenmal auftauchen. Das gilt sogar für die Naturwissenschaft, und die Wissenschaftler sind ehrgeizig genug, um ihren Namen mit den Erfindungen und neuen Erkenntnissen zu verknüpfen. Und da stehen wir vor einem der größten theoretischen Probleme: von woher kommt das wirklich Neue? Sowohl für das mythische, als auch für das begriffliche Denken ist „das Neue“ gewissermaßen weniger wirklich oder gar un-wirklich: unter der Sonne gibt es doch nichts wirklich Neues. Wieder hängt es zusammen mit der mythischen Lebensorientierung, und wir können es sehr gut bei den alten Griechen sehen, für die die Macht der Mythen und der Religiosität in der Zeit des aufbrechenden philosophischen Denkens schon relativ schwach war (und dann auch noch bei den Römern usw.). Am Anfang sollte alles besser gewesen sein als später, am Anfang war die goldene Zeit, und dann ging alles langsam zugrunde. Wir können also neben der Frage, von woher das wirklich Neue kommt, eine weitere Frage stellen, nämlich von woher der Gedanke des Neuen kommt als etwas grundlegend Wichtiges und in die Zukunft hinein Zeigendes und uns für die Zukunft Vorbereitendes. Und wieder kommen wir zu dem althebräischen Denken, bzw. zu der prophetischen Tradition. Denken sie nur an die Worte des Deutero-Jesaja (43, 18–19): *Denkt nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Seht nur, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?* Und Ähnliches an mehreren weiteren Stellen in der Bibel, bis zum Buch der Offenbarung.

Wieder könnten wir es folgenderweise formulieren: das Wahre ist das Neue, oder noch besser, das zum vorschein Kommende, das Noch-Nicht-Seiende, aber Ankommende. Jetzt können wir endlich besser verstehen, was das eigentlich heißt, daß – wie wir im schon zitierten 3. Esdras lesen – die Wahrheit mächtiger ist als alles in dieser Welt. Es handelt sich nicht um Quantität, sondern um eine ganz andere Qualität. Alles Seiende, alles uns Umgebende, auch das Größte und Mächtigste, geht früher oder später vorüber und verschwindet. Die Wahrheit dagegen, das Wahre ist mächtiger als alles, weil es nie gegenständlich seiend, sondern immer neu kommend ist. Und da müssen wir die schon erwähnte Frage noch einmal stellen: von woher kommt das Neue? Von woher kommt das Wahre, das sein soll, obwohl es noch nicht ist? Es ist jetzt für uns eigentlich eine nur rednerische Frage, denn wir wissen schon: das Wahre kommt aus der Zukunft her, und zwar durch das wahre (relativ) Neue. Und welches Neue ist dann wahr? Es ist gerade das sich schon auch vergegenständlichende, „verwirklichende" Neue, zu dem sich das nichtgegenständliche Wahre, die nicht-gegenständliche Wahrheit bekennt, und welches die Wahrheit damit als das wirklich Wahre, als das Richtige und Gerechte anrechnet und dadurch rechtfertigt.

Ich bin mir dessen bewußt, daß wir gar nicht gewöhnt sind darüber in solcher Weise zu sprechen und zu denken. Ich wollte nur klarmachen, daß in unserem Bewußtsein und unserem sonst ganz üblichen Denken gewisse Bruchstücke und Elemente bis heute überleben, die nicht altgriechischen Ursprungs sind und die wir doch nicht nur als Verschmutzung unseres wissenschaftlichen Denkens verachten oder mindestens ganz außer acht lassen dürfen. Und diese Elemente und scheinbare Bruchstücke können unter gewissen Bedingungen und in gewissen, bzw. auch neuen Kontexten zu etwas wie Keime werden. Darin besteht die Superiorität des Christentums z. B im Vergleich mit Islam, daß die Christen sich die alten hebräischen Texte zu eigener Literatur und zur festen Basis für weiteres Anknüpfen gemacht und assimiliert haben. Schon aus diesem Grund würde ich viel vorsichtiger mit solchem Beurteilen und eigentlich Verurteilen mancher Stellen in der Bibel, als ob es „Betrug" oder „Schwindel" usw. usf. wäre. Ich gebe ohne weiteres zu, daß es wirklich keinen guten Sinn hat die Bibel nur zu rezitieren. Aber eben deswegen brauchen wir Exegese und überhaupt Theologie. Ich wollte zeigen, das wir aus denselben Gründen auch Philosophie brauchen können – und wahrhaft gesagt, wir brauchen sie heute vielleicht mehr als je bevor. Nur paßt jede Philosophie nicht gleich für solche Zwecke; wir müssen mit einem guten Geschmack die rechte Philosophie gebrauchen. Schon Plato hat über die Notwendigkeit solcher Differenzierung geschrieben und die Notwendigkeit einer „wahren Philosophie" (ALÉTHÉ FILOSOFIA) unterstrichen.

Wenn ich eine Schlußfolgerung aus allem Gesagten ziehen soll, könnte es es vielleicht das Folgende sein. Was wir in der Bibel haben, ist kein bloßer Mythos, auch wenn wir Mythos neutral oder gar immer noch positiv schätzen, sondern Mythos im Stadium seines Schwachwerdens, mehrfachen Versagens und fortschreitenden Untergangs. Es handelt sich nicht nur um antikes Griechenland; sehr ähnlich war es jedoch auch in anderen Teilen der damaligen Welt schon seit mindestens Jahrhunderten. Diese Endperiode der Weltepoche des Mythos nenne ich die Epoche der Religiosität und der Religion, die dadurch charakterisiert ist, daß in ihr das menschliche Leben in der Welt und die menschliche Welt selbst tief gespalten ist in zwei voneinander getrennte Sphären, nämlich in die Sphäre des Heiligen und die Sphäre des Prophanen. Diese Spaltung brachte nicht nur viele Probleme mit, sich sondern sie

verursachte etwas außerordentlich Schädliches und Gefährliches: sie machte den Menschen zu einen schizoiden Wesen. Ich verstehe das Evangelium des sg. historischen Jesus von Nazareth auch als gute Nachricht über das notwendige und wirklich schon kommende Ende der schizoiden Welt und des schizoiden menschlichen Lebens. Und eben das ging in der christlichen Verkündigung fast zugrunde. Die christliche gute Nachricht über den geopferten Christus als Gottessohn ist etwas grundlegend Anderes als die gute Nachricht des lebendigen Jesus. Auch für mich trennen sich da die Wege. Nur will ich ganz vorsichtig sein, um nicht mit der neuen christlichen Religiosität, die ich nicht mehr akzeptieren kann, auch etwas ganz wichtiges zu verwerfen nur auf Grund meiner neuen Vorurteile.

Ich glaube nicht, daß wir zurück zu einer allgemeinen religiösen Frömmigkeit oder gar zurück zu den angeblichen biblischen Mythen oder nur zur biblischen Narrativität gehen sollen, um in all das nur einzutauchen. Und ich glaube noch weniger, daß wir all das nur wegwerfen dürfen. Ich bin überzeugt, daß es sowohl große, wie auch kleine Mythen gibt, die voll von Sinn und tiefer Bedeutung sind. Nur weiß ich auch, daß dieselben Mythen auch voll von Unsinn und falschen Bedeutungen sind. Das Problem besteht darin, daß dem mythischen Denken keine hinreichenden Denkmittel zur Verfügung stehen, um zwischen Sinn und Unsinn richtig zu unterscheiden. Die Situation des begrifflichen Denkens ist in einer Richtung ganz ähnlich, nämlich in dem, daß auch hier viel Falsches und auch Sinnloses auftaucht und manchmal gar zu einer langfristigen Tradition aufwächst. Die Begrifflichkeit ermöglicht jedoch prinzipiell die notwendige Distanz, Kritik und fortschreitendes Erkennen verschiedenster Irrtümer. Was jedoch unentbehrlich ist, ist eine Revision und Rekonstruktion der griechischen Art von Begrifflichkeit. Nur eine neue, bessere Begrifflichkeit wird uns ermöglichen das Wahre und die Wahrheit als unabhängig von unserer menschlichen Subjektivität zu verstehen, und doch diese Unabhängigkeit nicht mit einer „Objektivität“ zu verwechseln. Die Wahrheit ist kein Gegenstand unserer Erkenntnis, weil sie uns nie gegenüber steht; nichtsdestoweniger ist sie „vor“ uns im zeitlichen Sinne, weil sie früher zu uns kommt als wir geboren sind. Aber sie kommt nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft und gebraucht uns Menschen als ihre Diener und Zeugen. Und gerade so siegt die Wahrheit über alles in dieser Welt.

Původní text přednášky:

Evangelische Akademie
Mülheim an der Ruhr
Tagung 1.–3. 12. 2000

Mit dem heutigen Wissen den Glauben denken (10)
Wirklichkeit und Wahrheit
Zum Streit um die Bedeutung biblischer Texte

Was ist wahr?
Die Antwort auf unsere Frage ist eigentlich ganz einfach: wirklich wahr ist nur die Wahrheit. Wir können da sogar eine Zitation gebrauchen, nämlich aus dem sg. 3. Esdras (4,37–40): alle Menschensöhne sind ungerecht und unwahr, und alle ihre Werke sind auch ungerecht und unwahr. Nur die Wahrheit ist gerecht, wahr, und sie lebt, und in ihr gibt es nichts Ungerechtes, Unwahres. – Und wir könnten noch eine andere Formulierung gebrauchen aus einer ganz anderen Zeit, nämlich von Spinoza, die jedoch überhaupt nicht cartesianisch klingt: „veritas est index sui et falsi“, die Wahrheit ist das Kriterion ihrer selbst und der Lüge (oder des Irrtums). Das heißt, daß es kein anderes Kriterion der Wahrheit gibt als die Wahrheit selbst. – Und da könnte ich eigentlich Schluß machen und weiter still bleiben. Nur ist es nicht eindeutig, was das eigentlich bedeutet oder bedeuten könnte. Manche Denker möchten es gar als Tautologie verstehen. Deswegen ist es notwendig uns gewisse Kontexte zu vergegenwärtigen, in denen uns diese Idee, dieser Gedanke mehr einleuchten würde.

Theologisches Denken – und damit und darunter auch jedes theologische Streiten – ist immer auch philosophisch, weil es begrifflich ist. Die Theologie wurde von den alten Griechen erfunden, und zwar als eine der philosophischen Wissenschaften. Erst später wurde sie christianisiert, und gleich in demselben Prozeß wurde das Evangelium hellenisiert. Die neuliche Mode sich für die sg. „narrative Theologie“ zu begeistern halte ich für höchst problematisch, weil Theologie begrifflich sein muß. Theologie ohne Begrifflichkeit halte ich keineswegs für Theologie. Es ist dann keine Wissenschaft, sondern nur fromme Rede, manchmal leider nur frommes Geschwätz. Falls es mit der Theologie wirklich so ist, hat es notwendigerweise gewisse Konsequenzen. Eine von ihnen ist die Möglichkeit, daß theologische Differenzen und Strittigkeiten manchmal eigentlich philosophisch sein können. Solche Situation, oder gleich schon die Möglichkeit einer solchen Situation ist für die Theologen eine ernste Herausforderung: sie müssen entscheiden, ob sie dann solche Probleme und Differenzen den Philosophen überlassen und gewisse ausgewählte Methoden und Ergebnisse einfach übernehmen werden, oder ob sie ihre eigene Begriffsmittel und Methoden so umbilden und verbreiten wollen, daß sie imstande sein werden jene Probleme selbst zu lösen (und das heißt für mich: eine eigene, d. h. theologische Philosophie auszuarbeiten). Das hängt davon ab, ob sie die Theologie als eine spezialisierte Wissenschaft bilden wollen, oder ob sie sie vielmehr als so breit und offen halten werden, wie es in der Philosophie möglich und notwendig (auch wenn nicht immer der Fall) ist.

Philosophieren, FILOSOFEIN, bedeutet (mindestens seit Sokrates) vor allem stets neue Fragen zu stellen; und wenn etwas doch postuliert wird – es geht nicht anders – dann nur deswegen, damit neue Fragen gestellt werden können (welche Fragen, das gehört schon zur

Strategie des philosophischen Denkens). Und das heißt u. A. immer auch zu fragen, was wir eigentlich tun, wenn wir jedwelche konkrete Frage stellen, und mehr noch: es heißt auch zu fragen, was wir überhaupt tun, wenn wir fragen. Es gibt wohl Fragen, die einen guten Sinn zu haben scheinen, sowie Fragen, die keinen guten Sinn haben; und es gibt auch Fragen, deren Sinn nicht gleich einleuchtet, die sich jedoch später, d. h. in einem breiteren, längeren oder in einem anderen, neuen Kontext, als mehr oder weniger fundamental zeigen werden. Unsere erste Folgerung ist deswegen: wenn wir Fragen, erwarten wir, daß wir etwas finden oder bekommen werden, was wir bisher nicht haben. Eine wirklich neue Frage zu stellen bedeutet notwendigerweise eine neue, bisher unbekannte Antwort zu erwarten, und also sich - wissend oder unwissend – in die Zukunft hin zu orientieren und etwas Neues aus der Zukunft her auffinden und erkennen zu hoffen. Und all das, unser Fragen, so wie eventuelle Antwort auf unser Fragen gefunden zu glauben, kann wahr oder falsch sein. Und dieses Wahr- od Falsch-Sein unseres Fragens und unseres Antwortens auf dieses Fragen zeigt sich und leuchtet ein wieder erst in einem kürzeren oder längeren Zeithorizont.

Ich glaube, daß in diesen unseren ersten Schritten die Situation, in welcher wir nach der Wahrheit oder eher nach dem Wahren fragen, phänomenologisch korrekt beschrieben wurde. Dennoch müssen wir zugestehen, daß unsere Beschreibung nicht ganz im Einklang war mit der üblichen europäischen Überlieferung, und daß sie sogar zu der altgriechischen Auffassung im Widerspruch steht. Es hängt allerdings mit den Wurzeln der griechischen Sprache zusammen, nämlich mit dem Wort ALÉTHEIA, das wir – ich glaube legitim – als Unverborgenheit übersetzen dürfen. Es versteht sich sozusagen von selbst, daß wir hinter dieser Unverborgenheit etwas auffindbar Seiendes erwarten, was sich sonst auch verbergen kann. Wir fragen doch gleich, um wessen Unverborgenheit es sich handelt. Ohne tiefer in dieses alte, jedoch noch bis heute ausdauernd überlebende Denken hineinzugraben, können wir dahinter eine als selbstverständlich sich bergende Voraussetzung finden - oder besser noch, einen Vorurteil, wie wir bald sehen werden – daß die Wahrheit in einem für sie wesentlichen Verhältnis bleibt zu dem, was ist, d.h. zu etwas Seiendem, oder daß sie gar selbst dieses Verhältnis „ist“. So ist die Wahrheit vollkommen abhängig von dem Seienden, über das z.B. etwas gedacht oder ausgesagt wird. Wenn sie überhaupt doch als „wirklich seiend“ verstanden wird, wird ihre Wirklichkeit als zweiträngig und abgeleitet gesehen. Kurz und gut, die Wahrheit richtet sich notwendigerweise nach dem, was ist, was wirklich ist, und zwar so, daß sie mit dem wirklich Seienden im Einklang bleiben muß, daß sie mit dem Seienden übereinstimmen muß, wenn sie eine wirkliche, eine wahre Wahrheit sein und bleiben soll.

Wir können jetzt alle jene Probleme außer Sicht lassen, die mit dem seltsamen, aber über Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende verbreiteten Gedanken einer Übereinstimmung, „adaequatio“ zusammenhängen. Das wird uns auf unserem Wege nicht interessieren, obzwar ich keinesfalls leugnen möchte, daß die altberühmte Adaequationstheorie für mich ganz unakzeptierbar bleibt, u. zw. aus den hier später angedeuteten Gründen. Uns genügt vollkommen, daß in dieser ursprünglich griechischen, jedoch später das ganze europäische, bzw. wissenschaftliche Denken beeinflußenden philosophischen Überlieferung die Wahrheit so verstanden worden ist, daß sie sich nach dem, was ist, als ihrem letzten Maß richtet und richten muß. Wir alle wissen jedoch zugleich, daß das bisherige europäische Denken nicht nur durch die alten griechischen Denker beeinflußt wurde, sondern daß es noch andere Einflüsse gab und immer noch gibt, vor allem von der alten hebräischen Tradition her. Wir

wissen auch, daß gerade in den letzten Jahrzehnten das Interesse am alten hebräischen Denken wächst, und zwar auch außerhalb der theologischen Kreise. Und da kommen wir zur Notwendigkeit Verschiedenes, das seit mehr als zwei Tausend Jahren faktisch bekannt war und immer weiter überliefert wurde, mit einem bisher meistens fehlenden Scharfsinn und Eifer neu zu interpretieren. Wieder ohne uns mit Detailen zu befassen, können wir sagen, daß in dieser Tradition das Verhältnis zwischen Wahrheit und Wirklichkeit gerade umgekehrt aufgefaßt wurde als in der griechischen: die Wirklichkeit soll sich – und muß sich und wird sich schließlich – nach der Wahrheit (oder nach dem Wahren) richten. Als vornehmes Beispiel können wir den schon erwähnten sg. 3. Esdras nennen, wo bzw. im 3. und 4. Kapitel die bekannten und seit je von vielen christlichen Denkern zitierten Worte über die siegreiche Wahrheit gefunden werden können, die mächtiger ist als alles in dieser Welt. Äußerst interessant sind diese relativ späten (oder „jungen") Formulierungen gerade deswegen, weil sie als Korrektur oder gar Polemik gegen den Geist des hellenistischen Denkens interpretiert werden können, und so was war möglich nur unter dem aktuellen Druck der damaligen Hellenisierung des Mittelmeerraumes.

Dasselbe gilt übrigens über die ganze LXX, das große Werk nicht nur der Übersetzung, sondern der Begegnung zweier für die ganze europäische Denkgeschichte maßgebenden Traditionen. Für unser Thema ist wieder sehr bedeutend, welche Schwierigkeiten sich den damaligen Übersetzern gezeigt haben, wenn sie das griechische Wort ALÉTHEIA benutzen wollten. Dasselbe oder sehr ähnliche hebräische Wort (hemín, emuná etc., die Wurzel '-m-n) haben sie manchmal als Wahrheit, ALÉTHEIA übersetzt, andersmal als Glaube, PISTIS; etwas ähnliches finden wir später in den Variationen der lateinischen Übersetzung in der alten Vulgata und dagegen wieder in der neulich revidierten Vulgata) – ein weiterer Beweis, daß „Wahrheit" in der hebräischen Sprache eine verschiedene Bedeutung hatte als in der griechischen. Nur deswegen können wir später z.B. bei Johannes mehrere Versuche in dieser Richtung finden, wo die engste Verbindung zwischen Jesus (dem Messias, dem Gesalbten) und der Wahrheit (oder dem Wahren) unterstrichen werden sollte: Jesus ist das *wahre* Licht, durch ihn *kamen* (tschechisch: geschahen, ereigneten sich) die Gnade und die Wahrheit, er *ist* die Wahrheit (er sollte doch gesagt haben: Ich *bin* die Wahrheit, und auch der Weg und das Leben). Das alles konnte innerhalb der griechischen Tradition eigentlich keinen guten Sinn haben. Die griechische Begrifflichkeit wurde benutzt, um etwas nicht-griechisches und gar un-griechisches zu denken. Das bedeutet jedoch noch lange nicht, daß es sich um einen Mythos handelt. Offensichtlich müssen wir noch klar machen, was wir unter diesem vielbedeutenden Wort „Mythos" eigentlich verstehen, und vor allem, wie es mit der Überwindung des Mythos im alten Hebräertum bzw. in der prophetischen Überlieferung war, und zwar im Vergleich mit dessen Überwindung in der griechischen Philosophie.

Manche Autoren verstehen jedes narrative Aussagen als Mythos. Das scheint mir erstens zu breit und zweitens zu wenig produktiv. Es gibt dagegen eine Eigenschaft, die für die meisten Mythen ganz charakteristisch ist, nämlich ihre Zeitorientierung. Man spricht in diesem Zusammenhang über die sg. zyklische Zeit und man weist darauf hin, daß dieses Zeitverständnis auf der Beobachtung der Naturzyklen beruht. Das wirklich Wichtige ist meiner Meinung nach jedoch etwas Anderes: in diesen Zyklen kommt etwas Grundlegendes immer neu zum Wort, und das sind die sg. Archätypen, die geschehenden, die sich ereignenden Vorbilder, die eigentlich *wahren, echten* Urbilder. Praktisch gesehen hieß es für

die in der Welt des Mythos lebenden Menschen, daß sie immer zurück schauen mußten, um in ihren Aktivitäten und Taten keinen Fehler zu begehen, sondern so treu und genau die einmal schon fertiggebrachten Taten der Götter oder Heroen oder auch der vergötterten Vorfahren nachahmen zu können, sie zu immitieren, und noch mehr, sich mit ihnen zu identifizieren. Denn es handelte sich nicht nur um Ergebnisse der Naturbetrachtung, sondern um einen Ausweg aus der neurotischen Situation eines immer breiter und komplizierter denkenden Lebewesens, das sein Zuhause, seinen Ort in der Natur immer mehr verlor und deswegen immer mehr verunsichert wurde. Der Mythos war nie nur eine Sage, ein Märchen, sondern er war eine Lösung größter und tiefster Probleme des menschlichen Lebens. Er war ein Stil des Lebens, eine Lebensorientierung, die den Menschen geholfen hat auch die schlimmsten Situationen zu überleben. Auch der mythische Mensch brauchte eine Art Hoffnung, aber alle seine Hoffnungen waren an die Vergangenheit gebunden, und zwar an die ewige, ewig bleibende, nie vergehende „Ur-vergangenheit", die jedoch etwas ganz anderes war als die unsrige, die von uns verstandene Vergangenheit. Es handelte sich um eine überzeitliche oder urzeitliche und deswegen ewige Vergangenheit. Es war auch nicht so gedeutet, daß alles immer wieder als dasselbe kommt: die immer weiter sich ereignende Wiederkunft galt nur für die Urbilder. Nur die waren echt und deswegen wirklich; jede Ungenauigkeit in ihrer Nachahmung hatte die einzig mögliche Folge, nämlich ein Versagen, einen Mißerfolg und manchmal auch einen Fall in den schwarzen Abgrund des drohenden Nichtigen. Das wahrhaft Wirkliche war für diese mythische Orientierung nur das ewig Wiederkehrende; alles noch niemals Verwirklichte war vom Anfang an zur Nichtigkeit verurteilt, weil es vom Anfang an die Wirklichkeit verlor - oder anders ausgesprochen: es verschwand, fiel ins Nichtige, weil es sich dem Wirklichen und Wahren entfremdet hat und damit verloren gegangen oder verlaufen ist.

Das größte Vermächtnis des althebräischen Denkens beruht an einem enorm radikalen Durchbruch dieser mythischen Lebensorientierung. Falls wir unter Mythos an erster Stelle eine Lebensorientierung verstehen im Geiste der Nachahmung überzeitlicher Archätypen bis zur vollkommenen Identifizierung mit ihnen, dann finden wir im Alten Testament klare Spuren einer neuen, ganz anderen, ja sogar umgekehrten Orientierung. Natürlich finden wir solche Spuren nicht an allen Stellen, wo wir schon die Bibel aufmachen, aber wir finden sie nur, wenn wir sie suchen, und das heißt auch, wenn wir wissen, was wir suchen.

Irgendwie müssen wir jedoch anfangen. Für den besten Anfang halte ich die Geschichte von dem alten Abram, noch vor der Veränderung seines Namens. Abram wurde von seinem Herrn zu einer Reise weg aus seinem Land, weg von seiner Verwandtschaft und aus seinem Vaterhaus berufen, und sein Herr versprach ihm, sowie seiner Nachkommenschaft, seinem Volk eine große und gesegnete Zukunft. Und noch viel mehr: Abram selbst soll ein Segen sein, und durch ihn sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen (*Gen* 12,1–3). Wir lesen dann, wie Abram reagierte: er zog weg, wie der Herr ihm gesagt hatte (4). Etwas später, im Kapitel 15, lesen wir dann die berühmt gewordenen Worte: *Abram glaubte dem Herrn, und der Herr rechnete es ihm als Gerechtigkeit an.* (15,6). Das alles ist den meisten von uns doch schon von der Kindheit an gut bekannt. Es fragt sich nur, ob wir es auch gut verstehen, ob wir es verstehen in dessen wahren Tiefe und auch in dessen eminenten, außergewöhnlichen Tragweite bis in die ganze zukünftige Epoche hinein, die immer noch nicht beendet ist, auch noch nicht in unserer Zeit.

Als richtig, als gerecht zeigt sich in der Erzählung von Abram sein positives, aktives und offenes Verhältnis zur unbekannten Zukunft. Und nicht nur zur unbekannten, sondern – das ist sehr wichtig – zu einer Zukunft, die zwar gesegnet gewesen war, aber die noch ganz offen geblieben ist, d. h. die noch nicht gegeben und so „wirklich" in unserem Sinne gewesen ist (also die immer noch ohne jedes „Wesen" und für das griechische und dann das fast ganze abendländische Denken „unwesentlich" blieb). Und doch war diese noch nicht gegebene Zukunft viel wirklicher als das gegebene, seiende Vaterhaus, als die ganze Verwandtschaft und als das heimatliche Land. Gerecht und also richtig war gerade, daß Abram das alles hinter seinem Rücken ließ und das er sich auf diese noch-nicht-seiende und etwa „unwesentliche" Zukunft verließ. Die Wirklichkeit dieser noch-nicht-seienden Zukunft ist etwas ganz Anderes als die Wirklichkeit des Vaterhauses oder der heimatlichen Stadt oder irgendeiner anderen festen Gegebenheit. Alle gegebenen Wirklichkeiten wirken von hinten, die Zukunft dagegen „wirkt" von vorne, sie kommt uns von vorne an. Alle solche von vorne wirkenden Wirklichkeiten sind zwar nicht gegenständlich da (das im Unterschied zu Aristoteles), jedoch sie sind deswegen überhaupt nicht weniger fest. Und so darf man sich auf sie verlassen, sie sind verläßlich – selbstverständlich nur wenn sie echte, wahre Zukunft vorstellen, wenn sie wahr sind, echt sind. Und dieses Verlassen auf das Allerverläßlichste hat im Althebräischen den Namen bekommen, den wir heute nicht mehr recht verstehen, und der in der zitierten Stelle der deutschen Einheitsübersetzung, sowie in vielen anderen Übersetzungen in der Welt, als „Glaube" bezeichnet wird, der aber ebensogut und besonders für unsere Zeit noch richtiger bezeichnet werden könnte als „das Wahre". Dann müßten wir den zitierten berühmten Satz ein bisschen umdeuten, uminterpretieren und auch umformulieren: Abram verließ sich auf das Wahre, und das Wahre hielt dieses sein Verlassen für gerecht, weil es das allein und wirklich Wahre und deswegen Verläßliche war, worauf er sich verließ. Und deswegen hat es dieses sein Verlassen als das für ihn und für die Situation wahrhaft Richtige anerkannt (hat es ihm als das wahrhaft Richtige angerechnet).

Jetzt können wir die beiden Weisen der Überholung der mythischen Lebensorientierung oder des mythischen Lebensstils vergleichen. Schon die ältesten griechischen Philosophen haben Mythos kritisiert und versicherten sich selbst, daß das begriffliche Denken, der LOGOS, unvergleichbar höher steht als jeder Mythos. Nur verstanden sie unter Mythos die Göttersagen von Homer und Hesiod, und noch von noch anderen Volksmythen mehr, und an ihre Stelle haben sie genau definierte Begriffe gestellt. Die griechische Erfindung der Begrifflichkeit und des begrifflich strukturierten Denkens war ohne weiteres epochal – wir können uns noch heute unser Denken, bzw. unser wissenschaftliches Denken ohne Begriffen und Begrifflichkeit nicht vorstellen. Nichtdestoweniger müssen wir einsehen, daß die griechische Art von Begrifflichkeit keine wirklich radikale Abneigung vom Mythos vorgestellt hat. Die Narrativität der alten Mythen wurde zwar abgeschafft, aber die Grundorientierung an das überzeitlich Gegebene wurde übernommen und noch weiter vertieft. Denken sie z. B. daran, daß gerade in der Naturwissenschaft von heute nur solche Ergebnisse der Experimente als richtig und wahr akzeptiert werden, die jeder Spezialist im präzisen Nachahmen und in exakter Nachvollziehung des Experiments als „faktisch", als „tatsächlich" für sich „bewahrheiten" oder „begläubigen" kann. Was einmalig ist, ist ein Irrtum oder eine Mystifikation. In der Wissenschaft gilt, daß „einmal ist keinmal". (Übrigens: auch zweimal oder dreimal ist immer noch zu wenig.)

Und doch wissen wir, daß alles Wichtige, bzw. alles, was wir als wichtig für uns halten, mußte jemand einmal erfunden haben, oder es mußte einmal als etwas ganz Neues zum erstenmal auftauchen. Das gilt sogar für die Naturwissenschaft, und die Wissenschaftler sind ehrgeizig genug, um Ihren Namen mit den Erfindungen und neuen Kenntnissen zu verknüpfen. Und da stehen wir vor einem der größten theoretischen Probleme: von woher kommt das wirklich Neue? Sowohl für das mythische, als auch für das begriffliche Denken ist „das Neue" gewissermaßen weniger wirklich oder gar un-wirklich: unter der Sonne gibt es doch nichts wirklich Neues. Wieder hängt es zusammen mit der mythischen Lebensorientierung, und wir können es sehr gut an den alten Griechen sehen, bei denen die Macht der Mythen und der Religiosität in der Zeit des aufbrechenden philosophischen Denkens schon relativ schwach war (und dann auch noch an den Römern usw.). Am Anfang war alles besser als später, am Anfang war die goldene Zeit, und dann ging alles langsam zugrunde. Wir können also neben der Frage, von woher das wirklich Neue kommt, eine weitere Frage stellen, nämlich von woher der Gedanke des Neuen kommt als etwas grundlegend Wichtiges und in die Zukunft hinein Zeigendes und uns für die Zukunft Vorbereitendes. Und wieder kommen wir zu dem althebräischen Denken, bzw. zu der prophetischen Tradition. Denken sie nur an die Worte des Deutero-Jesaja (43, 18–19): *Denkt nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Seht nur, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?* Und Ähnliches an mehreren weiteren Stellen in der Bibel, bis zum Buch der Offenbarung (z. B. über eine neue Erde, und auch einen neuen Himmel, usw.).

Wieder könnten wir es folgenderweise formulieren: das Wahre ist das Neue, oder noch besser, das zum Vorschein Kommende, das Noch-Nicht-Seiende, aber Ankommende. Jetzt können wir endlich besser verstehen, was das eigentlich heißt, daß die Wahrheit – wie wir im schon zitierten 3. Esdras lesen – mächtiger ist als alles. Es handelt sich nicht um Quantität der Macht, sondern um eine ganz andere Qualität. Alles Seiende, alles uns Umgebende, auch das Größte und Mächtigste, geht vorüber und verschwindet. Die Wahrheit dagegen, das Wahre ist mächtiger als alles, weil es nie gegenständlich seiend, sondern immer neu kommend ist. Und da müssen wir die schon erwähnte Frage noch einmal stellen: von woher kommt das Neue? Von woher kommt das Wahre, das „sein soll", obwohl es noch nicht „ist"? Es ist jetzt für uns eigentlich eine nur rednerische Frage, denn wir wissen schon: das Wahre kommt aus der Zukunft her, und zwar durch das wahre Neue. Und welches Neue ist dann wahr? Es ist gerade das sich schon vergegenständlichende, „verwirklichende" Neue, zu dem sich das nichtgegenständliche Wahre, die nichtgegenständliche Wahrheit bekennt, und welches das sich erste vergegenständlichende (konkrete, zusammengewachsene) Wahre damit als das relativ Wahre, als das relativ Richtige und Gerechte anrechnet und dadurch rechtfertigt.

Ich bin mir dessen bewußt, daß wir gar nicht gewöhnt sind darüber in solcher Weise zu sprechen und zu denken. Ich wollte nur klarmachen, daß in unserem Bewußtsein und unserem sonst ganz üblichen Denken gewisse Bruchstücke und Elemente bis heute überleben, die nicht altgriechischen Ursprungs sind und die wir doch nicht nur als Verschmutzung unseres wissenschaftlichen Denkens verachten oder mindestens ganz außer acht lassen dürfen. Und diese Elemente und scheinbare Bruchstücke können unter gewissen Bedingungen und in gewissen, beziehungsweise auch neuen, und eventuell auch begrifflichen Kontexten zu etwas wie Keime von etwas Neuem werden. Darin besteht die Superiorität des

Christentums z. B. im Vergleich mit Islam, daß die Christen sich die alten hebräischen Texte zu eigener Literatur und zur festen Basis für weiteres Anknüpfen gemacht und assimiliert haben. Schon aus diesem Grund würde ich viel vorsichtiger mit solchem Beurteilen und eigentlich Verurteilen mancher Stellen in der Bibel, als ob es „Betrug“ oder „Schwindel“ usw. usf. wäre. Ich gebe ohne weiteres zu, daß es wirklich keinen guten Sinn hat die Bibel nur zu rezitieren. Aber eben deswegen brauchen wir Exegese und überhaupt Theologie. Ich wollte zeigen, das wir aus denselben Gründen auch Philosophie brauchen können – und wahrhaft gesagt, wir brauchen sie heute vielleicht mehr als je bevor. Nur paßt nicht jede Philosophie gleich für solche Zwecke; wir müssen mit einem guten Geschmack die rechte Philosophie gebrauchen. Schon Plato hat über die Notwendigkeit einer Differenzierung geschrieben und die Wichtigkeit einer „wahren Philosophie“ (HÉ ALÉTHÉ FILOSOFIA) unterstrichen.

Wenn ich eine Schlußfolgerung aus allem Gesagten ziehen soll, wäre es vielleicht das Folgende. Was wir in der Bibel haben, ist kein bloßer Mythos, auch wenn wir Mythos neutral oder gar positiv schätzen, sondern Mythos im Stadium seines Schwachwerdens, mehrfachen Versagens und fortschreitenden Untergangs. Sehr ähnlich war es damals jedoch auch in anderen Teilen der damaligen Welt schon seit mindestens Jahrhunderten. Diese Endperiode der Weltepoche des Mythos nenne ich die Epoche der Religiosität und der Religion, die dadurch charakterisiert ist, daß in ihr das menschliche Leben in der Welt und die menschliche Welt selbst tief gespaltet ist in zwei voneinander getrennte Sphären, nämlich in die Sphäre des Heiligen und die Sphäre des Prophanen. Diese Spaltung brachte mit nicht nur viele Probleme, sondern sie verursachte etwas außerordentlich Schädliches und Gefährliches: sie machte den Menschen in ein schizoides Wesen. Ich verstehe das Evangelium des lebenden (des sg. historischen) Jesus von Nazareth auch als gute Nachricht über das notwendige und wirklich schon kommende Ende der schizoiden Welt und des schizoiden menschlichen Lebens. Und eben das ging leider in der christlichen Verkündigung fast zugrunde. Die christliche gute Nachricht über den geopferten Christus als Gottessohn ist etwas gründlich Anderes als die gute Nachricht des lebendigen Jesu. Auch für mich trennen sich da die Wege. Nur will ich ganz vorsichtig sein, um nicht mit der damals „neuen“, und heute für mich schon schwer erträglichen, Religiosität auch etwas ganz wichtiges zu verwerfen – nur auf Grund meiner neuen Vorurteile.

Ich glaube nicht, daß wir zurück zu einer allgemeinen religiösen Frömmigkeit oder gar zurück zu den angeblichen biblischen „Mythen“ oder nur zur biblischen Narrativität gehen sollen, um sich in all das nur einzutauchen. Aber ich glaube noch weniger, das wir all das nur wegwerfen dürfen. Ich bin überzeugt, das es auch große, sowie kleine Mythen gibt, die voll von Sinn und tiefen Bedeutung sind. Nur weiß ich auch, daß dieselbe Mythen auch voll von Unsinn und falschen Bedeutungen sind. Das Problem besteht darin, daß dem mythischen Denken keine hinreichende Denkmittel zur Verfügung stehen, um zwischen dem Sinn und dem Unsinn richtig zu unterscheiden. Die Situation des begrifflichen Denkens ist dann in einer Richtung ganz ähnlich, nämlich in dem, daß auch hier vieles wenig Sinnvolle oder gar Sinnlose auftaucht und manchmal gar zu einer langfristigen Tradition aufwächst. Die Begrifflichkeit ermöglicht jedoch prinzipiell die notwendige Distanz, Kritik und fortschreitendes Erkennen verschiedenster Irrtümer. Was jedoch unentbehrlich ist, ist eine Revision und Rekonstruktion der griechischen Art von Begrifflichkeit. Nur eine neue, bessere Begrifflichkeit wird uns ermöglichen das Wahre und die Wahrheit als unabhängig von

unserer menschlichen Subjektivität zu verstehen, und doch diese Unabhängigkeit nicht mit einer „Objektivität“ zu verwechseln. Die Wahrheit ist kein Gegenstand unserer Erkenntnis, weil sie nie uns entgegen steht; sie ist nichtsdestoweniger doch „vor“ uns im zeitlichen Sinne, weil sie früher zu uns kommt, als wir geboren sind. „Früher“ heißt hier jedoch etwas, was gegen unsere Zeitbetrachtung orientiert ist: die kommt nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft, und gebraucht uns Menschen als ihre Diener und Zeugen.